

der Apprehension, der sich sowohl auf das geistige Erfassen sprachlicher Gebilde wie auf deren Objekte (Tatsachen und Ideen) bezieht. Newmans Begriff der Apprehension leidet nicht zuletzt an der „Unklarheit des Verhältnisses der Ganzheit zum Partikularen“ (243). Gerade der Begriff der realen Apprehension „lässt [...] viele Fragen offen“ (235). Deutlich ist allerdings ein Zusammenhang der Apprehension mit dem Vorstellungsvermögen und der Anschaulichkeit. Während die Apprehension (und nur sie) die Prämissen (zumindest die ersten Prinzipien) liefert, schreitet die „Ratiozination“ auf dem Weg des schlussfolgernden Denkens von diesen zu Konklusionen. „Ratiozination“ lässt sich bei Newman nicht auf die Anwendung der „formalen Logik“ reduzieren. Stattdessen setzt Newman das informelle Denken wieder in sein Recht und mit ihm den „illative sense“ als dianoetische Tugend. Auf dem Gebiet der Religion gibt es Begründungen nur in Form der informellen Argumentation. Im zehnten Kap. behandelt K. den „Schlüssel zu Newmans Verständnis von Gewissheit, aber auch des Glaubens“ (294): den Begriff der Zustimmung, mit dem Newman sich gegen „eine Weltanschauung, die sich unter den Primat eines weitgehenden Revisionsvorbehaltes stellt“ (306), wendet.

Vorliegende Arbeit zeichnet sich durch eine große hermeneutische Sensibilität und einen nie ermüdenden Willen aus, den nicht immer klaren und systematischen Gedankengängen Newmans einen positiven Sinn abzugewinnen. Unter anderem durch die Einbettung des Denkens Newmans einerseits in die Tradition und Fragestellungen des englischen Empirismus und andererseits in die klassische aristotelisch-thomastische Tradition ermöglicht K. ein tieferes Verständnis von Newmans Gedanken. Allerdings ist es gerade aufgrund der vielen detaillierten Analysen und Rekonstruktionsversuche K.s manchmal schwierig, die Orientierung und den Überblick zu behalten. Umso wertvoller ist am Ende der Arbeit die Zusammenfassung der Aspekte der mentalen Verfassung, die konstitutiv für den Glaubensakt sind (335–337).

Allerdings beschleicht den Rez. der Verdacht, dass trotz der wirklich bewundernswürdigen Leistung K.s seine Feststellung in Bezug auf das Verhältnis von Apprehension und Zustimmung, dass Newman „offenbar nicht mit einem ausgearbeiteten kohärenten erkenntnistheoretischen Modell arbeitet“ (304), nicht nur auf diesen Teil von Newmans Theorie der religiösen Erkenntnis zutrifft. Immer wieder weist K. auf Mehrdeutigkeiten und Unklarheiten in Newmans Verwendung auch zentraler Begriffe hin, und er räumt trotz aller erkennbaren Sympathie für Newman und dessen Anliegen ein, dass „die Instabilität vieler Begriffe bei Newman ein ernstes Problem für eine philosophische Auswertung bedeutet“ (333). Trotz K.s Versuch, diese „begrifflichen Unschärfen“ als Folge der Eigenheiten der Methode Newmans verständlich (und akzeptierbar) zu machen, stellte sich dem Rez. bei der Lektüre mehrmals die Frage, ob K.s Anliegen nicht besser gedient gewesen wäre, wenn er sich ohne die Vermittlung über Newmans Theorie direkt zu den Fragen geäußert hätte, die ihn bewegen und die für die Diskussion um die angemessene Methode und den Ausgangspunkt der Religionsphilosophie von Bedeutung sind. Aber trotz aller Vorbehalte im Einzelnen gegenüber manchen Eigentümlichkeiten der Methode Newmans ist Newman zuzustimmen, wenn er, in der Formulierung K.s, „gerade für die Glaubenden eine umfassende mentale Erziehung [fordert; O. J. W.], die sie in die Lage versetzen soll[,] [...] Gewissheit in Glaubensdingen zu erreichen“, und K. ist zuzustimmen, wenn er zu dem Ergebnis kommt, dass „Gewissheit [...] unter den irdischen Bedingungen nicht ein fester Besitz, sondern eine andauernde Aufgabe“ (337) ist.

O. J. WIERTZ

HEIDEGGER, MARTIN: *Briefwechsel mit seinen Eltern (1907–1927) und Briefe an seine Schwester (1921–1967)*. Herausgegeben und kommentiert von Jörg Heidegger und Alfred Denker. Freiburg i. Br.: Alber 2013. 213 S., ISBN 978-3-495-48354-1.

Der Verlag Karl Alber hat ein großes Projekt begonnen, das er Alfred Denker und Holger Zaborowski anvertraut hat: eine Martin-Heidegger-Briefausgabe, die sich an die schon vorliegenden Veröffentlichungen von Heidegger-Briefen anschließt. Zum Abdruck sollen Briefe kommen, die philosophisch oder biographisch von Belang erscheinen. Die Edition gliedert sich in drei Abteilungen: private und wissenschaftliche Korrespondenz sowie solche mit Verlagen und Institutionen. Vorzustellen ist hier der erste

Band des privaten Briefwechsels, den Heidegger (= MH) mit seinen Eltern und seiner Schwester geführt hat.

Bei den Eltern handelt es sich um Vater Friedrich († 1. Mai 1924) und die Mutter Johanna († 3. Mai 1927). MH (26.09.1889–26.05.1976) hatte zwei jüngere Geschwister: Schwester Maria (12.11.1891–08.05.1956) und Bruder Fritz (06.02.1894–26.06.1980). Maria wohnte mit ihrem Mann Rudolf Oswald und ihrer Tochter Clothilde (geb. 05.04.1923) zunächst in Karlsruhe, dann in Hüfingen. – Zur Seite von MH gehören seine Frau Elfride, geb. Petri (03.07.1893–21.03.1992) und die Söhne Jörg (geb. 21.01.1919) und Hermann (geb. 20.08.1920) sowie die Pflgetochter Erika Birle (geb. 1921). An die Briefe Martins schließen sich oft Zeilen von Elfride an, oder sie schreibt in beider Namen. Die Briefe dieses Bandes bilden eine gewisse Ergänzung zu den schon publizierten Briefen MH.s an seine Frau: „Mein liebes Seelchen!“ Briefe Martin Heideggers an seine Frau Elfride 1915–1970 (herausgegeben, ausgewählt und kommentiert von Gertrud Heidegger, München 2005), die sowohl biographisch und psychologisch wie philosophisch gewichtiger sind.

Die Briefe an die Eltern umkreisen zwei Themenkomplexe, einen relativ unspezifischen und einen spezifischen. Die eher unspezifischen, typischen Familienbriefe beziehen sich auf die Geburt und das Wachsen der Kinder, auf die materielle Not eines jungen akademischen Ehepaars, auf Umzüge und auf Bauvorhaben, sowohl von Maria und Fritz wie auf die eigenen: Elfride findet 1922 den Bauplatz für die Hütte bei Todtnauberg und kümmert sich um den Bau, wie sie es 1928 mit dem Rötibuckhaus in Freiburg-Zähringen macht, während MH sich seinen Vorlesungen widmet (vgl. „Seelchen“, 122 und 157). Später tritt die Sorge um das Schicksal von Jörg, der erst im Dezember 1949 aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrt, in den Vordergrund, wie überhaupt die Sorge um das berufliche Fortkommen der beiden Söhne.

Für MH.s Situation spezifisch ist der Konflikt zwischen seinem katholischen Elternhaus und seiner Emanzipation davon, markiert schon durch seine doppelte Heirat mit Elfride: am 21.03.1917 als katholische „Kriegstraung“ im Freiburger Münster durch MH.s Freund Engelbert Krebs und nur vier Tage später „offiziell“ durch den mit der Familie Petri befreundeten protestantischen Pfarrer Lieber in Wiesbaden. Dann aber auch, anders als zunächst geplant, durch die wachsende Entfernung Martins vom katholischen Glauben, die für die Eltern und die Schwester, die daran festhielten, sehr schmerzlich war (vgl. dazu auch die im Anhang abgedruckten Briefe von E. Krebs an die Eltern und von Maria Heidegger an H. Ochsner). Diesem Konflikt versucht MH aus inneren wie äußeren Gründen zum Teil lavierend auszuweichen, fordert aber auch klar sein Recht, als Erwachsener seinen Weg selbst bestimmen zu können.

Am 9. Dezember 1918 schreibt er an seine Eltern und Geschwister, im klaren Bewusstsein, ihnen dadurch „großen Schmerz zu bereiten“: Es „ist eine innere Unmöglichkeit, daß Eltern das Schicksal und die Entschließungen ihrer Kinder in der Hand haben sollen. Diesen [ ] begehren Forderungen, die eigene *freie* Entschließungen von ihnen verlangen, für die sie selbst ganz ausschließlich die Verantwortung tragen. Man redet unter den Geistlichen gern von der glaubenslosen und feindlichen Wissenschaft und weiß nicht, daß in der Forscherarbeit die eigentlich echte Ehrfurcht vor der Wahrheit und vor Gott wahrhaft lebendig ist“ (35). „Heute, wo ich in selbst errungener Überzeugung ohne die einengenden Schranken und unüberwindlichen Schwierigkeiten des katholischen Glaubens Gott gegenüberstehe, habe ich eine wahrhaft innere Ruhe und Freude, eine wirklich lebendige Religiosität“ (36). Er bittet seine Eltern, ihm Vertrauen zu schenken, „der nun mal dazu berufen ist, mit den letzten Fragen des Lebens und Daseins sich auseinanderzusetzen und seine Lebensarbeit diesem höchsten Ziel, das einem Menschen von Gott geschenkt sein kann, zu opfern. Betet bitte täglich für mich.“ (37) Nach der Geburt von Jörg stellte sich freilich gleich die Frage der Taufe. Seine Eltern waren der Meinung, „daß wir um der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit willen nicht unser Kind katholisch taufen lassen könnten, weil wir es nach unserem Standpunkt dann nicht in dieser Konfession auch erziehen könnten“ (40) und ließen Jörg im Herbst 1919 evangelisch taufen. Doch dann sorgte Martins Mutter „dafür, daß Jörg am 13. August 1920 in Meßkirch [auch noch katholisch] getauft wurde“ (179). Eigenartig ist, daß Elfride am 24.04.1925 an ihre Schwiegermutter schreibt: „Willst du mir, liebe Mutter, bitte recht bald einen Taufschein für ihn [scil. Jörg] vom Stadtpfarrer schicken; es könnte sein, daß ich ihn gebrauche.“ (76)

Aus dem Briefwechsel mit Oswalds seien einige charakteristische Stellen angeführt. „[Adalbert] Stifter ist der größte und feinste Dichter des 19. Jahrhunderts“ (122). „Man begreift schon die Angst, die früher bei den Bauern der einsamen Dörfer vor dem Winter herrschte. Jetzt sind sie durch Autobus und Fremdenverkehr nur allzu sehr mit der Außenwelt und der Stadt verbunden und wir sehen es mit Schmerz, wie langsam die Stille und das Eigenleben und damit auch das Eigenwüchsige des Dorfes und der einzelnen Höfe zugrunde geht. Das ist ein Vorgang, der sich wohl kaum mehr aufhalten lässt und die Rede von ‚Blut und Boden‘ ist ein Hohn auf diese Zerstörung des Dorfes und jeder Bodenständigkeit. Diese kostbaren Güter sind bald nur noch ein Besitz der Erinnerung“ (128, am 1. Januar 1939). „Wir müssen uns bemühen, das Bewährte zu retten und Rechtschaffenheit und Güte als wesentliche Werte zur Geltung zu bringen gegenüber einer losgelassenen Brutalität, die nichts kennt als sich selbst und ihren Eigennutz“ (140, am 15.04.1940). Zu seinem 60. Geburtstag erhielt MH vier Festschriften, und die Bauern aus der Nachbarschaft der Hütte kamen zum Gratulieren. „Der Südbadische Staat und seine Organe haben sich freilich zu meinem 60. Geburtstag so benommen, wie es diesem Gebilde ansteht. Einige Tage nach dem Geburtstag bekam ich den Bescheid, dass meine Bezüge für den Monat September auf 250 Mark festgesetzt seien [.]. Die Stadt Freiburg, deren Universität in der Welt wesentlich durch meinen Namen einen Ruf hat, brachte es auch nicht fertig sich zu wehren.“ (146)

Obwohl man heute oft die Meinung hegt, Menschen wie MH seien Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, auf deren Lebensdokumente „die Öffentlichkeit“ eine Art von Rechtsanspruch habe, bleibt die Veröffentlichung von Privat- und zumal Familienbriefen für die Neugier aller möglichen Leser etwas Delikates. Im Falle dieser Sammlung ist immer festzuhalten, dass ihr MH.s Familie zugestimmt hat und dass seine beiden Söhne an ihr mitgearbeitet haben.

G. HAEFFNER SJ

KNAUP, MARCUS, *Leib und Seele oder mind and brain? Zu einem Paradigmenwechsel im Menschenbild der Moderne*. Freiburg i. Br./München: Alber (2012); Studienausgabe 2013. 664 S., ISBN 978-3-495-48626-9.

„Das Leib-Seele-Problem ist ein ‚Dauerbrenner‘, eines der ganz ‚großen‘ Probleme der Philosophie, weshalb ich nicht die Vermessenheit besitze, meine Gedanken für das letzte Wort zu dieser Thematik zu halten. Mein Anliegen ist es, Problemhorizonte kenntlich zu machen, Standard-Argumente unter die Lupe zu nehmen, die Reichweite und Grenzen bestimmter Theorien auszuloten und nach einem weiterführenden Weg zu suchen“ (21). Knaup (= K.) hat seine umfangreiche Dissertation zweigeteilt. In einem ersten Gang diskutiert er repräsentative Deutungsversuche: Dualismus, Monismen, Hylemorphismus (27–138); im zweiten Gang werden die modernen Neurowissenschaften und die Phänomenologie zum Thema.

I. A: In kolloquialem Stil, mit z. T. launigen Motti, gestützt auf reichlich Sekundärliteratur, wird der Leser über Descartes' Ort zwischen Scholastik und Neuzeit unterrichtet, seinen methodischen Zweifel, den Dualismus von *res cogitans* und *res extensa*, die Leidenschaften der Seele, die Maschinenbildlichkeit des Körpers und die Freiheit des Willens. Für die Debatten bis heute stehen drei „Schlaglichter“: G. Ryle, H. Putnam, Eccles/Popper mit A. Damasio. – B. Ebenfalls in Dreizahl folgen monistische Konzepte: Spinozas Substanzmonismus (99–126), der mentale Monismus G. Berkeleys (128–138) und der materialistische Monismus (de La Mettrie, Behaviorismus, Emergenz und Supervenienz, Funktionalismus (hier nicht mit „Würdigung und Kritik“ beschlossen, sondern mit Kritik und Ausblick). – C. Als Gegenvorschlag zu Dualismus und Physikalismus stellt K. schließlich die Form-Materie-Lehre des Aristoteles vor (216–250). Sie „wird dem gerecht, dass wir uns als leib-seelische Einheit und weder als zwei zusammenaddierte Substanzen noch als bloß physikalisierbares Etwas verstehen“ (250 [keine Nebenbemerkung oder Fußnote zu den reinen Formen?]).

II. Der zweite Gang bringt fünf Schritte: A bis E. – A. *Der Mensch und sein Gehirn* (253–338) informiert zunächst nach heutigem Wissensstand über das Hirn und seine